

Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“.

Nr. 14.

Sonntag, den 23. September 1923.

1. Jahrgang.

Deutsche Kulturarbeit in der Zips. Von Hans Winter (Graz).

Als ich Anfang August von einer eindrucksvollen Reise durch Deutschland heimkehrte fand ich eine Einladung deutsch-böhmischer Wandervögel vor, in die Zips*) (Slowakei) zu kommen, und gleich am nächsten Tage begab ich mich dorthin. Die Fahrt, die ich nachts machte, führt, wie ich auf der Rückfahrt sehen konnte, durch landschaftlich sehr schöne Gegenden, das Waagtal zum Beispiel. Als ich in der Zips ankam, hielt ich mich die erste Woche in Poprad auf, wo ich mit zwei Grazern zusammentraf, die schon seit Mitte Juli dort arbeiteten.

Worin nun die Arbeit bestand? Die Aufgabe bestand darin, das Deutschtum, das schon seit vielen Jahrhunderten dort am Fuße der hohen Tatras siedelt, sözusagen aufzuwecken, zu stärken und es wieder mit dem deutschen Liede, dem deutschen Tanz und überhaupt mit der gesamten deutschen Kultur bekannt zu machen.

Es war dies also was ich betonen will, eine rein kulturelle Arbeit, die jeder politischen Beimischung entbehrt. Und wer wäre dazu wohl besser geeignet als die Wandervögel? Ich sehe schon ganz deutlich das Achselzucken und Lächeln so mancher Leser. Ja, aber die Leser kennen ja gar keine Wandervögel, das heißt, nur wenige solcher, die diesen Namen wirklich verdienen. Die deutschböhmischen und deutschmährischen Wandervögel, ja, die tragen ihn mit Recht; das ist wirklich eine Auslese junger, arbeitstüchtiger Menschen, die trotz oder gerade wegen ihres selbsttesten, glaubensfrohen Idealismus mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen. Geläutert durch so manches Leid und den Druck, den sie erdulden, ein hoffnungsvolles junges Edelvolk. Meist sind es Lehrerinnen, Lehrer und Studenten, die alle Arbeiter sind in der Volksbildung, vielfach selbst durch Volkshochschulen gegangen waren, und rastlos tätig sind am Neuaufbau.

Zum ersten Mal lernte ich die meisten dieser Leute kennen bei einer gemeinsamen Wanderung zum Dunajec und durch den landschaftlich ganz eigenartigen Durchbruch nach Polen. Schon spät am Abend kamen wir beim alten, zerfallenen „Roten Kloster“ an den Dunajec heran und hatten von dort nicht mehr weit zu einer ganz kleinen Schwabensiedlung, dem protestantischen Dörfchen Sublechnitz, das sich bis heute erhalten hat trotz der vielen Anfeindungen, trotz Hunger und Not, wie ich ganz sonderlich berührt, in der dortigen alten Schulchronik lesen konnte. Nach dem Abendessen fanden wir uns am Fluß bei einigen aufgeschichteten Bäumen zusammen, wo wir Lieder sangen und einige Mädchen alte deutsche Reigen

tanzen. Es war eine selten schöne Sommernacht, der Mond leuchtete fahl auf die kleinen Höhen am anderen Ufer. Und es überkam mich ganz eigen, wie da am Dunajec, fern der Heimat, alte Weisen der Liebe und der Sehnsucht, alte schöne deutsche Volkslieder, gesungen von jungen Leuten aus fast allen deutschen Gauen, von Schwaben und Sachsen, Böhmen, Mähren und Österreichern, hinausklangen in die klare Karpathen-

nacht. — In Sublechnitz erhielt ich auch den Auftrag, Hunsdorf, eine ziemlich große Ansiedlung in der Nähe von Kesmark, zu übernehmen. Wenn ich ehrlich bin, war ich ganz zufrieden damit, denn Poprad, das schon einen mehr städtischen Anstrich hat, hat mir ebenso wie Kesmark eigentlich gar nicht gefallen. Abgesehen von einigen ganz wenigen Familien ist die Oberschicht sehr stark magyarisch und jüdisch durchsetzt, ähnlich wie im Burgenland, und hat wohl zum großen Teil die deutsche Eigenart verloren. Aber bevor ich noch nach Hunsdorf übersiedelte, fand in Groß-Lomniz ein großes Fest für den ganzen Bezirk statt, an dem ich zum ersten Mal Zipser Bauern kennen lernte und auch sehen konnte, wie unendlich viel die Wandervögel bis dahin schon geleistet hatten. Als ich da diese strammen, gesunden Bauernburschen und -mädchen sah, die letzteren in ihrer eigenartig schönen, so einfachen, echt deutschen Zipser Volkstracht, und

sah, mit welcher Hingabe sie die Reigen tanzten, mit welcher Freude sie die vielen neugelernten Lieder sangen, da empfand ich solche Freude wie wohl selten. Aus allen Orten der Umgebung war groß und klein herbeigeströmt. Der Nachmittag verging unter Spiel, Sang und Turnen; es war wirklich ein Volksfest, kein eckler, sogenannt feucht-fröhlicher Rummel, aber auch keine Vorführung. Zu Beginn hielt der evangelische Pfarrer von Lomniz eine schöne Ansprache, in der er den Wandervögeln herzlich für ihren freudigen Opfermut dankte und unter anderem auch vom Dornröschenkuß sprach, mit dem die Wandervögel die Zips zu neuem Leben erweckt hätten. Das Fest beschloß ein großes Feuer. Viele Hunderte von Menschen schwuren da am Feuer unter Lied und Wort in heilig-ernster Stunde, treu zu bleiben ihrer deutschen Zips und dem ganzen Volke.

Hunsdorf ist mit seinen mehr als zweitausend Einwohnern eine typische Zipser Ortschaft und erinnert schon in der ganzen Anlage, Reihensiedlung, an seine Entstehung. Die Bevölkerung ist rein deutsch mit Ausnahme der ungefähr 30 v. H. Juden. Die deutsche Bevölkerung ist zum Teil evangelisch, zum Teil katholisch, wenn auch die Protestanten, schon dadurch, daß sie die Besitzer stellen, die weitaus Einflußreicheren sind.

Die Bauernschaft in der Zips kann einem wirklich ehrlich Freude machen. Es sind trohige, weischaurende Leute mit selten klarem Blick, die sich ihres Wertes im Vergleich zu andern wohl bewußt sind; unberührt vom Gifte der Stadt sind sie

Schicksal.

Nun hab ich Deinen Ruf verstanden:
Mein Glück, das nennen andre Leid.
Die Vielen, die nie Schmerz empfanden,
fühlen nie Glückseligkeit.
Wenn sich die Seele ringend überwunden,
im Schicksalswagen sich gefunden,
ahnt zitternd sie die Göttlichkeit.

Carl Lange.

(In den „Ostdeutschen Monatsheften“.)

*) Die Zips, dieses uralte deutsche Kolonisationsland, wurde nach dem Zerfall Oesterreich-Ungarns und der Wiedererhebung Polens von den polnischen Stimmungsmachern dahin bearbeitet, sich für den Anschluß an Polen zu erklären. Diese Werbearbeit hatte jedoch keinen Erfolg, denn die einst zu Ungarn gehörende Zips kam mit dem Nachbargebiet, der Arva, zu Tschechien. Die Schriftlg.

doch keineswegs zurückgeblieben, was Bildung und Arbeitsart betrifft, vielmehr so fortgeschritten als nur möglich. Nicht wenige der Bauernsöhne besuchen wenigstens die Unterklassen des evangelischen Gymnasiums in Kesmark. Der Alkoholist ihnen im allgemeinen fremd. (Wenn man das doch auch von unseren deutschen Landwirten sagen könnte! Die Schriftlig.) An Sonntagnachmittagen fand sich die erwachsene Jugend auf freien Rasenplätzen zu Spiel und Tanz ein, im Winter besteht noch jetzt die sogenannte „Rockenstube“, wo das Jungvolk beim Schnurren der Spinnräder fröhlich die Abende verbringt. Bei Tage kamen am Vor- und Nachmittag die kleinen Mädchen und Knaben, mit denen wir spielten, sangen und tanzten, und am Abend fanden sich die Erwachsenen ein, mit denen wir unter Tanz, Sang und Gesprächen oft schöne Stunden verbrachten. Man muß das miterleben, denn beschreiben läßt sich das gar nicht, mit welcher ungewöhnlichen Freude und Liebe die Großen wie die Kleinen alles hinnahmen, was man ihnen bot, wie rasch sie alles erlernten und mit welcher Liebe und Verehrung sie an meiner Mitarbeiterin hingen. Ein ganz eigentümliches Gefühl und wohl der schönste Lohn für unsere Arbeit war es, wenn wir am Abend durch das Dorf gingen, zu sehen, wie vor allen Häusern Gruppen von Kindern spielten, sangen und tanzten, wie von allen Seiten aufrichtig und herzlich das „Grüß Gott“ zugerufen wurde und wie überhaupt in den Ort ein ganz neues Leben eingezogen war.

Am Sonntag fand als Abschluß für die ganze Unternehmung ein großes „Festmahl“ für das ganze Popertal in Kesmark statt. Am Vorabend spielten Wandervögel in der einzig schönen alten Holzkirche von Kesmark ein Auferstehungsspiel, das großen Eindruck machte und auch am nächsten Abend wiederholt wurde. Samstag nachmittag und Sonntag vormittag gab es turnerische Ausscheidungskämpfe der Jugend. Das eigentliche Fest wurde mit einem großartigen, ungemein langen Festzug eröffnet, in dem die ganze Zipser Jugend, groß und klein antrat, die verschiedenen Ortschaften in den verschiedenen Trachten, und der ein buntes, schönes und zukunftsreiches Bild bot. Die Festwiese, wo es ähnlich wie in Lomnitz herging, wurde unter dem Klang des Schützenliedes erreicht, das sich bald als Zipser Lied eingebürgert hatte und jedesmal begeistert mit der Schlusstrophe gesungen wurde: „Es lebe unser Zipser Land, mit ihm das ganze deutsche Land.“

Wie dankbar auch die maßgebenden Kreise in der Zips die Arbeit der Wandervögel anerkannten, ist schon aus dem Bericht der „Karpäthenpost“ über das Kesmarker Fest und den anschließenden Abschiedsworten an die Wandervögel zu entnehmen, woraus ich einige Zeilen bringen möchte: „Das frohe Singen und Tanzen der Wandervögel ist nun zu Ende. Es ruhen die Volksspiele und mit Wehmüt denkt die daran beteiligte Zipser Jugend an die freudenvolle Zeit des frohen Zusammenlebens. An Stelle des staubigen Tanzsaales im Wirtshaus, an Stelle des Lichtspielunwesens, der Sinnesreize durch unzählige Bilder und Literatur wurde uns ein neuer, unschädlicher und erziehender Jugendgenuß geboten: Singspiele, Volkstänze, ernste Gespräche, Anregungen der Jugendbewegung usw.“ Der Festzug hat uns Zipsern gezeigt, daß auch in der Zips eine neue Jugend heranreift und daß diese Jugend für die neuen gesünderen Jugendbewegungen einen fruchtbaren Boden bereitet. Nur Förderer und Arbeiter brauchen wir, ideal veranlagte Menschen, wie es unsere Wandervögel sind, die mit dem Volk und mit der Jugend fühlen, und die Kleinmütigen, die an ein baldiges Untergehen des Zipser Deutschtums glauben, werden bei einer solchen erfolgreichen Arbeit bald anders über die Zukunft unseres Volkes denken.“

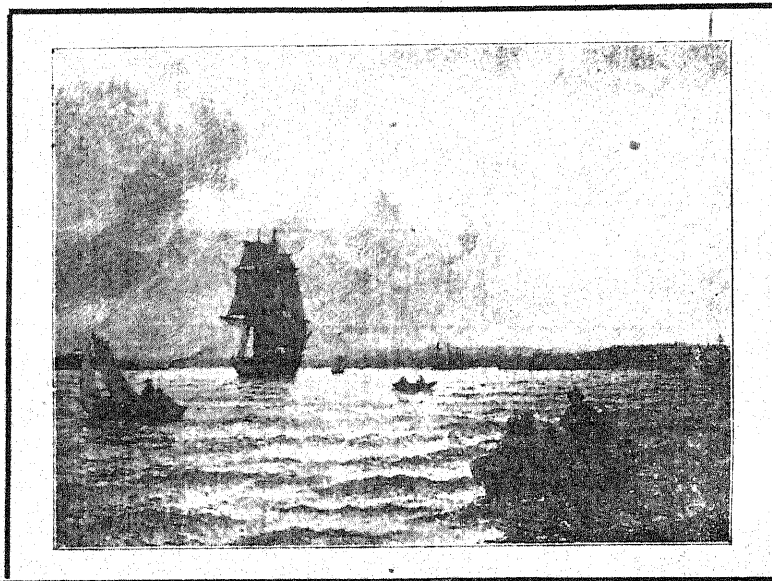
Die nächste Zeit benutzte ich, da wegen der Ernte bei

Tage nicht viel zu tun war, um eine „Wandervogel-Bücherei Hunsdorf“ einzurichten. Aus dem Ertragnis eines Abends hatten wir Bücher bestellt und durch Zukauf war der Stand bei meiner Abreise schon weit über hundert; meist ganz ausgezeichnete Sachen, die vom Volksbildungsverlag in Leitmeritz ausgewählt waren. Die Bücherei ist, dem Grundgedanken der großen Leipziger Bücherei folgend, so eingerichtet, daß sich jeder Volksbildner jederzeit über den Bildungsstand der einzelnen Mitglieder klar werden kann. Die Verwaltung der Bücherei ließ ich in der Hand einiger geschickter und braver junger Leute und auch die Unterstützung durch die älteren Leute wurde durch ein Rundschreiben eingeleitet.

Ueber landschaftlich Schönes (Hohe Tatra) und kulturell Wertvolles wäre freilich auch manches zu sagen gewesen, darauf muß ich aber verzichten. Ich versuchte nur, so kurz als möglich, ein Bild von der Arbeit der Wandervögel in der Zips zu geben. Nur eines möchte ich noch sagen: Sudetendeutsche Jugend war es die der Zips den Dornröschenkuß gab. Auf, deutsche Jugend guter Art! Noch viel, viel deutsches Land liegt brach.

Schlußwort der Schriftleitung: Ja, viel, viel deutsches Land liegt brach. Auch bei uns in Polen wird in dieser Hinsicht nichts, rein gar nichts getan. Wir haben der

obigen Schilderung, die wir der alpenländischen Monatschrift für deutsches Wesen und Wirken „Die Südmark“ (Graz) entnehmen, Raum gegeben, damit sie heimischen Kulturarbeitern (Gott sei dank gibts ja noch solche!) als Anregung diene. Vielleicht tritt der eine oder andere dem Gedanken näher, ob nicht auch bei uns eine gesunde Wandervogelbewegung von Nutzen wäre. Unserer Meinung nach wäre der Lohn wirklich der Mühen wert.



Im Hafen.

Die Göttin.

Von Hans Camberg.

Auf grünem Hügel hinter der japanischen Stadt Togo-hashi ragt hoch ins Sonnenlicht eine Statue aus patinabedeckter Bronze: Kwannon ist's, die milde Göttin der Barmherzigkeit und Gnade.

Ein Meisterstück der japanischen Kunst. Wie vornehm sind diese Züge, wie leuchtet aus ihnen die allumfassende Liebe der Gottheit. Diese Augen, wie wissend blicken sie hinab auf die Wohnungen der Menschen, wie spiegelt sich in den halbgeschlossenen tiefste Kenntnis menschlicher Leiden, menschlichen Jammers. Wie fein ist auch die Rechte, die die Göttin segnend hebt, wie zart das Geäder der zierlichen Frauenhand.

In malerischen Falten schlingt sich um Kwannons schlanken Leib das indische Kostüm, verziert auf edelroß-grünem Grunde mit goldglänzendem Schmuck: kleinen Glöckchen, die im Winde schaukeln, Ohrringen, Perlenketten — und alles flimmert und funkelt im hellen Sonnenlicht.

Nicht dem japanischen Olymp entstammt die Göttin. Indien, das heiße Wunderland, ist ihre Heimat, wo Millionen und Millionen die Hände heben zu ihr: Avalokitesvara. Doch als Buddhas Religion in unaufhaltsamem Siegeszuge durch China und Korea ans Gestade des Japanischen Meeres kam, hinüberzog über grüne Wogen ins „Land der Götter“, da hielt auch Avalokitesvara ihren triumphierenden Einzug in Japan, sie, die Göttin der Barmherzigkeit. Und Tempel auf Tempel erstand ihr im Inselreich, und Millionen um Millionen frommgläubiger Menschen suchten zu ihren süßen Trost und Mut.

Ich habe sie auf prunkvollem Hochaltar gesehen, umflimmert von zahllosen Ampeln, umweht vom geheimnisvollen Dufte orientalischer Tempel, der Gegenstand inbrünstiger Verehrung einer hundertköpfigen, betenden, murmelnden Menge.

Ich habe ihr Riesenstandbild zu Kamakura gesehen: Von übermenschlicher Größe ragt sie dort drohend empor, vergoldet über und über, und flackerndes Kerzenlicht wirft unstät zuckende Strahlen über ihr majestätisches Antlitz.

*) Die Politik, die mit ihrem ähnden Gifte alles übergießt, alles verdorbt, wurde während dieser erziehenden Tätigkeit der Wandervögel gänzlich ausgeschlossen.

Ich habe sie in ihrem Glanz, in ihrer Herrlichkeit gesehen, umgeben von all dem sinnberückenden Pomp, mit dem orientalische Phantasie die Gottheit ehrt. Nie aber schien sie mir so schön, so wahrhaft göttlich wie hier auf einsam-sonniger Bergkuppe bei Topohaschi, vom Morgenlicht umflutet. Das merkwürdig ergreifende Lächeln dieser Züge, dieses sanfte, milde, allverstehende und allverzeihende Buddhalächeln. Wie klein wird vor diesem Lächeln die Welt da unten, wie lächerlich klein werden die Menschen, die am Fuße dieses Hügels haften und streben, mit all ihrem Stolz und ihrem Dünkel und ihrem Hochmut — wie klein werden sie vor diesem lächelnden Blick der Göttin.

Was liegt nur in diesem Lächeln? Ich habe das Empfinden, als müßte die Göttin den lächelnden Mund öffnen und ein erlösendes Wort aussprechen, ein Wort, das die Welt in neue lichtere Bahnen weist.

Dieses Lächeln tiefster Wehmut, tiefsten Schmerzes und allumfassender Liebe: ein Geheimnis muß hinter ihm verborgen liegen, ein schweres, unendlich trauriges Geheimnis . . .

Und ich sitze der Göttin zu Füßen und sinne und sinne . . . Da fällt mein Blick auf eine Inschrift:

„Port Arthur 1904.“

Nun kenne ich dein Geheimnis, o Avalokitesvara! Russisches Kanonenmetall ist's, aus dem deine Statue gegossen.

Mit zerrissenen Säubern sank die Bedienungsmannschaft des Geschützes auf den blutigen Schnee; zermalmte stürzten Tausende und Tausende, die sich dem stürmenden Feind entgegenwarfen, zur Erde; mit Menschenblut besprengt war die zerfesselte Kanone, als der Sieger aus ihr ein Standbild schuf — der Göttin der Barmherzigkeit und Menschenliebe . . .

Wehmütig lächelnd blickt Kwannon hinab ins Tal der Menschen . . . Segnend hebt die Göttin ihre Richte . . .

Gold. Von Hermann Ellig †.

(Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Mensch, der weinte, sobald er von Gold hörte oder Gold sah, wenn er auch an Gold nur dachte.

Eines Tages kam dieser Mensch in eine größere Stadt. In dem Lärm der Straßen fand er sich mühsam zurecht. Er war bald ganz erschöpft von den vielen neuen Eindrücken. So fand er sich schließlich in einem prächtigen Palast, wo viele Herren und Damen an kleinen Tischen saßen und auszuruhen schienen, wie er. Zufällig saß er gerade einem Paar gegenüber. Der Herr trug einen Zylinder, und seine Begleiterin war märchenhaft schön. Ihre Blicke begegneten auch den seinen.

Aber auf einmal sah er aus der Hand des Mannes etwas Gleißendes, fast unwahrnehmbares in das geschmeidige Händchen des Weibes gleiten, das sie lachend hinter ihrem Handschuh verschwinden ließ. Das Weib lächelte so froh und süß.

Der Gedanke schoß ihm durch den Kopf: „Sie hat Gold empfangen.“ Sein Herz krampfte zusammen, und er weinte bitterlich.

Das Paar stand auf und ging. Er aber blieb sitzen. Er saß den Abend, die Nacht und den Morgen bis wieder um dieselbe Stunde, da er gestern in den Palast eingetreten war.

Er erwachte wie aus einem bleiernen Schlafe. Sein Herz begann das Blut durch seinen Körper zu jagen. Das Weib kam leise rauschend wieder an das Tischchen, setzte sich genau so ihm gegenüber, wie sie gestern gegessen hatte.

Sie schien den Herrn zu erwarten, der ihr das große Goldstück — es kam ihm in der Erinnerung wie ein Dreitausendguldenstück aus dem römischen Kaiserreich vor — so unbemerkt in das süße Händchen hatte gleiten lassen. Er fühlte keinen Abscheu vor dem Weibe, nein, sein Auge war, wie er sie wieder schaute, gleich entzückt. Es war ihm, als würde er von einem derben, um seine Lenden gelegten Strick von ihr hinübergezogen.

Seine Lippen zitterten. Er wollte und konnte nicht reden. Mit Tränen in den Augen beugte er sich zu ihr. Er streckte sich immer länger nach ihr über das Sofa, an dessen anderem Ende sie saß. Er fühlte keine Scheu vor ihr. Der Umstand, daß sie da saß, befahl ihm neben sie. Doch als er den schönen Mund küssen wollte, wandte sie sich ab.

„Meinen Mund küßt niemand,“ sagte sie.

„O, warum nicht?“ fragte er.

Sie schwieg und gestand damit laut, daß sie ihren schönen Mund für entheilig hielt. Sie biß sich in die Lippe, als wäre

mit ihrem Munde schon etwas geschehen, das sie gern abbeißen möchte.

Zitternd, wie vor einem heftigen Frost, lag er an ihr. Er wollte sie bitten, ihr Mann sein zu dürfen, er brachte aber vor heftigen Zittern kein Wort heraus.

Da fragte sie endlich: „Hast du kein Gold?“

„Gold!“ durchschauerte es ihn. Gold! Er hatte es bisher verachtet und verleugnet, und nun sollte er's haben. Er schaute dem Weibe, mit verzweifelten Tränen in den Augen, ins Gesicht. Sie wandte sich nahe zu ihm und küßte ihn auf die brennende Stirn. Sie stand auf, winkte ihm, und er folgte ihr.

Er folgte ihr, wohin sie ging. Er war überall bei ihr. Welche Bewegung sie ausführte, sein Körper war an sie gepreßt. Ueberall.

Sie hatten den Palast noch nicht lange verlassen, da kam der Herr mit dem Zylinder an den Tisch. Der Kellner trat zu ihm und lächelte. Da zuckte eine nervöse Unruhe über des Herrn Gesicht. Er zog einen Bleistift an silberner Kette hastig aus der Weste: „Geben Sie mir den Block und holen Sie mir ein Kuvert!“ sagte er aufgeregt.

Dann schrieb er mit zitternder Hand: „Angebetetes Weibchen! Wenn Du nicht zufrieden bist, ich opfere Dir meine Goldminen. Nichts soll mir mehr gehören. Alles opfere ich Dir, nur noch für einen einzigen Augenblick, den Du mir gibst.“ Dieses mit Aufrichtigkeit geschriebene Briefchen steckte er selbst in den Briefkasten.

Der Brief kam auch an.

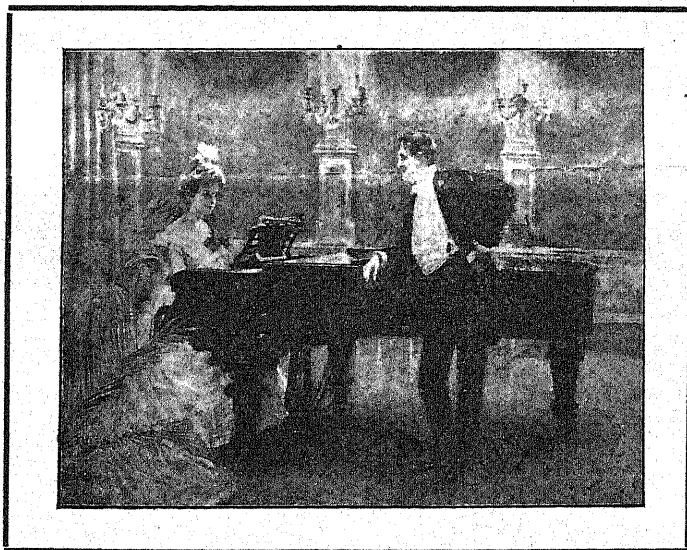
Als die Empfängerin desselben den Umschlag sauber geöffnet und den Brief gelesen hatte, ging sie mit großer Ruhe zu dem Manne hin, der ihr heute nacht nichts gegeben hatte als das Gold der Liebe. Sie ließ ihn lesen.

Er weinte.

Da zerriß sie den Brief in viele kleine Stücke und warf sie zum Fenster hinaus.

Er hob sein weinendes Gesicht hoch und schaute ihr aufmerksam zu was sie tat. Sie blieb ganz ruhig und schloß den Fensterriegel mit der kleinen, zierlichen Hand. Dann trat sie zu ihm und streichelte sein vor Tränen immer so schnell erhitztes Haupt.

Und sie nahm nur noch sein Gold und lernte zu weinen wie er. Sie weinten fortan miteinander, und ihre Tränen sind heiß und können nie wieder vertrocknen. Sie sind arm. Keines von beiden hat Gold, ihr Leib und ihre Seele aber sind eins im Reichtum an Tränen.



Akkorde. Nach dem Gemälde von Ed. Cucuel.

Kater unter sich. Von Paul Barchau.

Oben auf dem Giebel saß die junge Kaze, niedlich, süß, einzig in ihrer Art, kurz so, wie ein junges Käthchen eben ist. Die beiden Vorderpfötchen dicht und sitzsam beieinander, mit rundem Buckel, doch heimlich sprungbereit; mit dicht zusammengezogenen Aeugchen, innerlich schnurrend, was Wohlbehagen, Meditation oder einfach romantisches Empfinden ausdrücken könnte. In ihrem Katenhirnchen aber arbeitet es:

„Da unten sind nun ihre beiden Kater, ihre Sklaven (oh, sie sind ganz verrückt nach ihr!). Die werden sich nun auseinandersehen und um sie kämpfen. Durch sie werden sie zu Recken, zu Rittern, zu Helden. Oh, wenn doch die ganze Katen Sippschaft diesem Strauße zuschauen könnte. Wie viele würden plagen! Egallement plagen.“

Das hatte sie etwa so erreicht: Sie hielt den einen hin, weil es sie kitzelte. Den andern führte sie auch am Schnäuzchen, weil sie spekulierte. Den einen wollte sie mit dem andern aufstacheln, um die meisten Funken herauszuschlagen. Eine erprobte Erziehungsmethode. „Wir Katen machen es immer so.“ Ach, sie wußte selbst nicht mehr, wie und warum, aber gegenseitig mußten sie los, das durfte sie ihnen nicht ersparen. Auch sonst kribbelte es in ihr nicht unbedenklich. Im übrigen wußte sie selber nicht, wen sie bevorzugen sollte. Am liebsten hätte sie ja alle beide ... aber ... Der eine war verliebter, der andere hatte den versprechenderen Gang. Manchmal schien es ihr wieder umgekehrt. Es waren eben zwei Kater, nehmt alles nur in allem.

Da standen nun die zwei Nebenbuhler einander gegenüber, fauchend vor Wut, Katerstolz und Angst, sich zu blamieren; mit phosphoreszierenden Augen und miserscharfen Pupillen.

Der eine (vielleicht war es auch der andere) schnurrte zuerst los:

„Wie erlauben Sie sich, die Dame da zu belästigen!“

„Die „Dame“ ist gut, „Dame“ ist sehr gut.“

„Sie Siegel!“

„Was, Siegel haben Sie gesagt! Dafür verdienen Sie gehorft zu werden, Sie alter Eunuch.“

„Nun, wir werden ja sehen, wer von uns der Eunuch ist.“

„Oder wir können ja „Ihre „Dame“ fragen.“

Man sieht, sie benahmen sich alle beide tadellos.

„So, Sie wagen es noch obendrein eine Dame zu kompromittieren?“

„Ach was, so machen Sie doch kein Theater. „Dame!“ Gibt's ja gar nicht. Kommen Sie mir doch nicht mit solchem kitschigen Kavallerietum. Wir sind ja unter uns Kater, machen wir uns keine Geschichten vor.“ Nachdem der andere nun zur Genüge sich kommentmäßig benommen, glaubte er, nunmehr auf den weltmännischen Ton eingehen zu dürfen. Stolz auf seine Dressur, sagte er auf:

„Nichtsdestoweniger dürfen wir den Begriff „Dame“ nicht gänzlich ausschalten. „Eine Dame ist, der man alles zutraut, aber nichts nachsagen kann.“

„Ach was, das sagte man in der vorigen Saison. Der moderne Mann spricht es anders: Man soll in der Dirne die Dame sehen und in der Dame die Dirne.“

Gestehn wir es uns, dieser da war gewitzigter und mit dem Munde dem Gegner überlegen. Der dafür aber Schneidigere verfehlte:

„Jeder tut, wie er es versteht.“

„Tu ich auch! Ich habe in ihr die Dirne gefunden. Nun können Sie in dieser die Dame suchen.“

„Gestatten Sie, wie meinen Sie das! Er sah wieder drohend aus.

„Ach, lassen Sie es gut sein. Unter uns: Keine Kaze auf der ganzen Welt ist es wert, daß wir, wir Kater, uns um ihre willen auch nur ein Haar ungeres, um so viel schöneres Felles krümmen. Wir raufen uns die Haare aus, zerkrachen uns die Schnauzen, veräumen die schönsten Bissen, machen uns hundemäßig lächerlich — und das alles für die Kaze.“

„Wirklich, eine Kateridee.“ Man klopfte sich schon gleichsam auf die Schulter. Aber nach Ablegung des Kommentts ward der Forscher etwas traumselig. Er war, könnte man sprechen, im Innersten deutsch. Er senkte den Kopf und schüttelte selbigen, holder Erinnerung voll:

„Aber sie hat doch ein so süßes Fell.“

„Ach was! Die Kaze verblüht, der Kater muß bleiben.“

„Nein, nein! Ich habe sie ja so geliebt!“ Beinahe wäre er dem Freunde an die Brust gesunken.

„Blick auf zum Firmament, blick auf zu den Sternen. Welche Unendlichkeit! Welche Ewigkeiten! Was für eine Rolle spielt da eine Kaze. Die Welt ist voller Lockungen, und Katen in Hülle und Fülle.“ —

„Ja, ja. Da mögen Sie schon recht haben. Und doch, wie süß ist die Liebe. Das ist doch das einzige, was mir gehört hat.“

„Mein Freund, die Liebe ist nur ein Symbol. Ja, vielleicht nur ein Gleichnis. Im übrigen, kann ich Ihnen im Vertrauen sagen, die Person ist eine Lebekaze. Sie glaubten sich gestiefelt und Sie waren gehörnt. Sogar dieser schäbige, zerzauste und verkaufte Kater von drüben da, wissen Sie, auch der gehörte zu denjenigen ... na, mehr sag' ich nicht.“

„So, so! Davon müssen Sie mir aber mehr erzählen. Wissen Sie, ich bin ja nicht so. Ich will Ihnen auch eine Stelle verraten, da gibt es Ratten. Ratten, sage ich Ihnen! Kleine, süße, dralle

Balge von Ratten, Delikatesse!“ Und er warf mit diskret verkniffenen Kenneräugchen dem Freunde ein Kußpfötchen hin.

„Ratten!? Nichts zu wollen. Nein, nein, da mach' ich nicht mit. Das heißt, Sie dürfen beileibe nicht denken, ich hätte Angst vor diesen Viechern. Es ist bei mir nur eine Idiotenkrasse, verstehen Sie. Nein, nein, alles was recht ist. Mäuse — gern, aber Ratten, nicht in die la ran.“

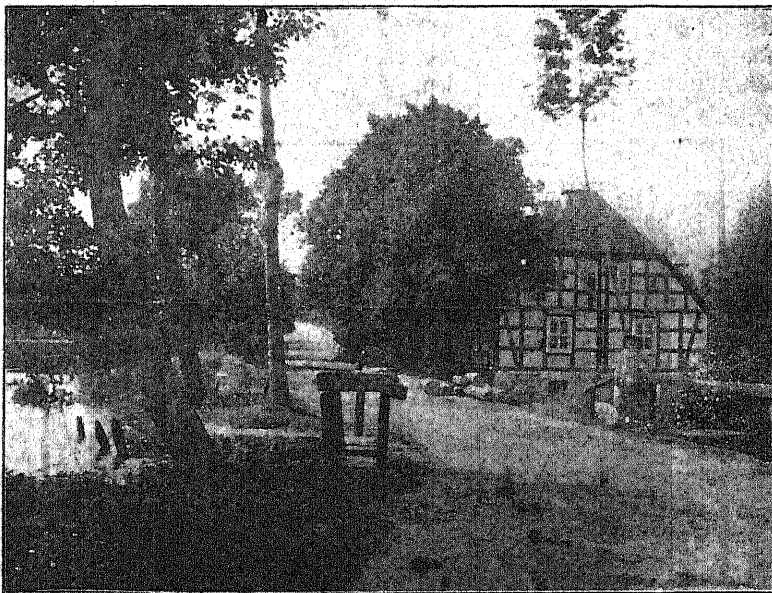
Warum soll man es nicht ruhig aussprechen: er war einfach feige! Dafür aber eröffnete er jetzt die liebsten Schätze seiner Seele:

„Ich will Ihnen dafür etwas Feineres verraten: ich kerne eine Speisekammer, da stellt man täglich einen Topf Sahne hin! Sabelhaft kann ich Ihnen nur sagen! Freilich darf man davon nicht viel naschen, sonst merkt's dieses Mistvolk von Menschen.“

„Was mich schon die Menschen angehen. Das ist etwas für dieses Plebejergesinde von Hunden. Also, abgemacht! Und nun auf, zum Sahnetopf!“

Pfote in Pfote verließen sie den Ort. Die ganze Welt lag offen vor ihnen und harpte ihrer.

Die Kaze indes saß oben, hütete ihre Jungfernmiene, wartete und wartete. Und wenn nicht ein Dritter gekommen ist, die Berechtigung ihrem Leben zu schenken, sitzt sie noch heute da und wartet.



Dorfmitthe.